

Im Riss
Bruder Mose Marc Hoffman
Pilger ein Leben lang

Wie,
wenn die Taube
auf dem Dach nur darauf wartete,
bis du endlich die
Hand öffnest und den
Spatz darin frei
lässt,
damit sie sich auf
deinen ausgestreckten Fingern
niederlassen
kann?
*Bruder Franziskus Joest,
Jesus-Bruderschaft*

Matthias Schmid

Für ...

Einem solchen Buch eine Widmung voranzustellen ist mir nur möglich, weil es ohne diese Menschen nicht Wirklichkeit geworden wäre.

Sie haben mich jahrelang begleitet, ertragen, geliebt:

Du, Anett, meine Frau;

Ihr Schwestern und Brüder in Gnadenthal und anderswo;

Ihr Freunde, Weggefährten und Menschen,

in denen mich Gott bei sich gehalten hat.

Zum Buch

Bruder Mose Marc Hoffman war Hippie und Polizist, amerikanischer Jesus-People in einer deutschen Bruderschaft; er war Jude und Christ, Kämpfer und Leidender; stark, sportlich und von einem Tumor geschwächter Sterbender.

All das in einem viel zu kurzen Leben. An dessen Ende diktierte er seine Erinnerungen. Auf ihnen basiert dieses Buch. Die Ereignisse, die Geschichten sind im Wesentlichen erhalten. Ich habe allerdings die Perspektive geändert, Hintergründe recherchiert und eingebettet. Um der Lesbarkeit willen konstruierte ich Dialoge, verarbeitete seine Kindheit und Jugend in Rückblenden. Außerdem änderte ich bis auf einen alle Namen. Lediglich Bruder Elia Frank Beaver bleibt namentlich erwähnt, er war einer von denen, die mir viel halfen.

Ich habe es nicht als »mein« Buch geschrieben. Seit Br. Mose mit seinen Aufzeichnungen begann, kam ich davon nicht los. Es brauchte drei Jahrzehnte, bis nun eine Tür aufging. Unterstützt von Geschwistern der Jesus-Bruderschaft entstand es in den letzten Jahren. Möge es seinen Weg finden.

Zu mir

Nach meinem Zivildienst in Gnadenthal, trat ich Ostern 1985 als lediger Bruder in die Jesus-Bruderschaft ein und verließ die Gemeinschaft nach fast sieben Jahren Anfang 1992.

Seit nunmehr drei Jahrzehnten lebe ich in Sachsen, inzwischen mit meiner Familie in einem Dorf in der Nähe von Chemnitz, und arbeite als freiberuflicher Texter und Grafiker sowie als Trauerredner.

Prolog

Die Augen, die Fältchen,
die dichten Augenbrauen -
mal weich, mal hart,
dann wieder entspannt
in grenzenloser Heiterkeit
über alle Worte hinaus
fanden sich darin
Freude und Hoffnung,
Frust und Zorn,
Güte und Barmherzigkeit,
Unnachgiebigkeit und Depression,
Spaß und Zuwendung,
Traurigkeit und Melancholie,
Vertrauen und Liebe -
eindringlich, leuchtend, lebendig
voller Lachen.

ms

Du hast etwas an dir,
als ob man auf Stanniol beißt.

Stephen King

Unmerklich dringt das Licht in die Nacht, grau in grau halten sich Hell und Dunkel die Waage. Reling, Deck und Bug; erste Formen schälen sich aus der Dunkelheit. Die Sterne über ihm verblassen. Ein schmaler heller Strich am Horizont gibt der Welt die Farben zurück, rot und orange mäandernd, lässt den Himmel in ein verlaufendes Blau übergehen. Marc liebt diese Stunde, das Licht. Als zögere sie noch wirft die Sonne ihre ersten Strahlen in die Welt, erscheint allmählich, dann mit ganzer Macht. Es wird Zeit, nach den Leinen zu sehen, die sie am Abend mit ihren Abzweigungen, den Haken und Ködern in die Tiefe unter ihnen sinken ließen.

Er geht zum Bug, hält Ausschau nach Vögeln, nach einer Bewegung unter der glatten Meeresoberfläche, nach Anzeichen für einen Thunfischschwarm. Weit hinter ihm liegt die Küste Kaliforniens. Zu zweit waren sie mit dem Trawler hinausgefahren. Carl, der Kapitän, schläft in seiner Kajüte. Marc fühlt sich gut, genießt die Klarheit, das Licht, die Unberührtheit und Stille. Er atmet tief ein. Einige Stimmen der letzten Monate sind in ihm verstummt, andere erwacht.

Marc Hoffman ist unterwegs. 21 Jahre alt und am Leben. Ein schönes Leben, ein gutes, intensives mit Freunden auf einem großes Grundstück mit Wald. Ihre Kommune ist sein Ruhepol, seine Zuflucht, der Ort, an dem er glücklich ist. Oder war? Dunkle Wolken zogen mit dem nahenden Winter auf. Sie mussten Hütten, eine Wasserleitung bauen. Brauchten Geld. Deshalb hatte er bei Carl angeheuert. Zwei Wochen sind sie bereits unterwegs. Zwei Wochen, die ihn verändert hatten.

Allein schon die Geschichte mit der Seekrankheit und dem Rauchen. Die ersten zwei Tage auf dem Boot waren furchtbar gewesen. Kraft- und mutlos hatte er entweder über der Reling gegangen, war über das Deck gewankt oder er hatte in seiner Kajüte vor sich hingedämmert.

Am dritten Tag ging es ihm besser, er gewöhnte sich an die Bewegungen des Schiffes und sein Gang wurde sicherer. Die Lebensgeister kehrten zurück. Ohne groß nachzudenken, hatte er sich an die Reling gelehnt, das Päckchen Zigaretten aus der Tasche geholt. Wie so oft in den letzten Jahren steckte er sich eine an.

Marc erinnert sich an die Vorfreude des Rauchers auf den ersten Zug und wie er ihn tief inhalierte. Mit dem Husten hatte er nicht gerechnet, er stieg mit einer solchen Gewalt in ihm auf, dass er kurz dachte, er müsste sich übergeben. Der Reiz ließ nicht nach; ihm war, als hustete er sich die Seele aus dem Leib. Endlich kam er zu Atem, schaute nachdenklich auf den Glimmstängel in seiner Hand. In einer plötzlichen Anwandlung schnippte er die Kippe über Bord. ‚War’s das? War das deine letzte Zigarette?‘ Die Gischt der Bugwelle begrub sie unter sich. Seit fast zwei Wochen liegen seine Zigaretten inzwischen unangerührt in der Kajüte.

Der Skipper hatte ihm zugesehen. Carl staunte über diesen Hippie, den er mit seinen langen Haaren und dem Marihuana-Geruch an Bord genommen hatte. Er schien für die harte Arbeit gut in Form und kräftig zu sein. Die Augen, die seinem Blick nicht auswichen, hatten den Ausschlag gegeben. Carl hatte sich nicht leichtfertig entschieden. Nach dem Ablegen würden sie aufeinander angewiesen sein.

Carl hatte mit den zwei Tagen Seekrankheit gerechnet. Wie schnell Marc die nötigen Handgriffe lernte und wie ernst dieser Hippie die Arbeit nahm, überraschten ihn dagegen. Es dauerte nicht lange und der junge Kerl wusste die Zeichen der Vögel zu deuten, um einen Schwarm der großen Fische aufzuspüren; er beherrschte die Leinen und zog einen Fisch nach dem anderen mit an Bord. Danach hieften sie die toten Tiere in den Rumpf und bedeckten sie mit Eis. In aller Frühe standen sie an Deck und am Abend war Marc wie gerädert. Die harte Arbeit, die Weite des Meeres, die Schönheit der in allen Farben glitzernden Thunfische, die schließlich im Eis lagen - all das tat ihm gut.

Er geht die Leinen entlang, sieht, wie sich eine strafft. Instinktiv packt er zu. Ein einzelner Fisch, das ist selten. Marc versucht, die

Leine einzuholen; der Widerstand ist zu groß, keine Chance. ‚Mann, ist der groß.‘ Er kann sie festhalten, wird aber langsam und stetig in Richtung Reeling gezogen. Seine Füße finden Halt an der Bordwand, er stemmt sich dagegen.

Fisch und Mensch messen ihre Kräfte, Marc will ihn auf keinen Fall loslassen, starrt aufs Meer hinaus, fragt sich, wie dieses Patt ausgehen wird. Die Antwort kommt Sekunden später. Ansatzlos lässt die Spannung in der Leine für einen Moment nach und als Marc zupacken und ein Stück davon einholen will, reißt das Wasser auf und ein mächtiger Körper steigt drei, vier Meter vor ihm aus der Tiefe. Ein leuchtend grüner Sägefisch kommt hervor, gewinnt an Höhe und steht über ihm in der Luft, windet sich hin und her. Die Leine reißt. Beide, Fisch und Mensch fallen zurück, der eine in die Welt aus der er kam, der andere hart auf die Planken des Bootes. Marc rappelt sich hoch, noch gefangen von dem Anblick, von der Schönheit, der Stärke und Anmut. Als hätte ihm der Fisch eine Lektion erteilen wollen. »Schau her, das bin ich, eines der Wunder dieser Erde.«

Aufgewühlt wie er ist, stürzt er zur Kajüte des Kapitäns.

»Carl, wach auf!«

Begeistert redet er auf den schlaftrunkenen Mann ein. Carl schaut ihn müde an, dreht sich um.

»Schon gut, Junge. Ich gebe dir einen guten Rat: Mach mal langsamer mit dem Bier«, murmelt er.

‚Ich habe den großen Fisch gesehen. Dieses Wunder lasse ich mir nicht nehmen. Auf keinen Fall.‘

2

Das Leben auf dem Schiff ist von Gleichmaß geprägt. Leinen, Fische, Eis. Kommt ein Sturm auf, machen sie alles fest und verriegeln die Tür der Brücke. Marc erinnert sich gut an seine Ängste beim ersten Mal, als die mächtigen Brecher über das Deck peitschten.

Jetzt ist vom Tanz auf den Wellen nichts zu spüren. Sie machen

Pause. Marc sitzt an die Reling gelehnt in der Sonne. Von der Brücke hallen die Stimmen und die Musik des Kurzwellensenders herüber. Das Radio bringt den Jingle, dem die Nachrichten folgen.

Ein Gitarrenriff zerschneidet die Stille. Marc stutzt. ‚Jimi Hendrix? Was macht seine Musik auf Kurzwelle? In den Nachrichten?‘ Die Musik wird ausgeblendet. »Jimi Hendrix ... von Freundin gefunden ... bewusstlos ... Notarzt ... nicht ... an Erbrochenem ... Woodstock ... hat die E-Gitarre zu dem gemacht, was sie heute ist ... sein Tod ... heute abend ... mit Freunden ... größte Hits ... Hey Joe ...«. Marc ist wie vor den Kopf gestoßen. ‚Jimi Hendrix tot? Das kann nicht sein.‘

»War das nicht einer von euch?«, ruft ihm sein Kapitän zu.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine ja nur, die langen Haare, deine Freunde, Hippies eben.«

Marc weiß, der Mann hat recht. Trotzdem regt sich ein Gefühl in ihm, das er kennt, das aufbrausend wie ein Tornado über ihn hinwegfegen kann. Was stört ihn daran, »Hippie« genannt zu werden? ‚Ich konnte es nie leiden, in irgendwelche Schubladen gesteckt zu werden.‘ Ein anderer Gedanke drängt sich in den Vordergrund. ‚Wirklich? Oder ist da etwas anderes, an das Hendrix‘ Tod rührt?‘

Er schaut hinaus aufs Meer. Die Endlosigkeit löst etwas in ihm aus, löst etwas in ihm. ‚Er meint es nicht böse‘, entschuldigt er Carl vor sich selbst. Er wendet sich ihm zu.

»Jimi Hendrix war eine Art Held für uns, so wie er Gitarre spielte, Musik machte. Darin fanden wir uns wieder. Ich kann es nicht fassen«, sagt er mehr zu sich selbst.

Marc geht zum Bug, schaut zu, wie er ruhig das Meer zerteilt. Seine Gedanken, seine Gefühle ähneln eher der aufgewühlten See hinten im Kielwasser. Jimi Hendrix tot. ‚Damit musstest du rechnen.‘ Viel zu viele Drogen, das konnte nicht gut gehen. Hendrix war ihm in finsternen Stunden nah gewesen, ein Getriebener wie er selbst. ‚Er hat mich auf manchem Trip begleitet.‘

Besonders, als alles aus dem Ruder gelaufen war.

I.

Marc Hoffman

Kein Weg ohne Ziel,
kein Ziel ohne Weg

I was dreaming of the past,
why do good times never last?
Help me Jesus, show the way,
I can't hold on another day.

I was hungry, felling low,
I just couldn't make out which way to go.
Chasing rainbows that have no end,
the road is long without a friend.

Be my friend, be my brother,
be the piper, play the call.
Across the seven seas of wonder
be the guardian of my soul

Whitesnake

Des Menschen Sehnsucht geht dahin
ein Ganzes und Vollkommenes zu erkennen.

Thomas von Aquin

1

Er war oben, ganz oben. Er hatte recht gehabt. Seine Freunde wollten ihn nicht ziehen lassen, er hätte ein bisschen zu viel geraucht und genommen. Na ja, sie meinten es nur gut mit ihm. Er kannte sein Limit. Wobei es schon seit längerem zu einem Gummiband geworden war und in den letzten zwei Jahren arg gedehnt, ausgeleiert und rissig daherkam. Er wollte es sich nicht eingestehen, aber es war entweder kurz vor dem Zerreißen oder würde ihn eines Tages wie ein mächtiges Katapult unkontrolliert zurückschleudern.

Marc Hoffman dachte nicht daran. Das Leben lag vor ihm. Wie das Tal, das da im sanften Mondschein vor ihm lag. ‚Ich bin frei.‘ Der Gedanke hinterließ ein grandioses Glücksgefühl. Er würde gleiten, schweben. Hinein in das milde Licht, das hoch am Himmel stand.

Er nahm den Fuß von der Bremse, sein Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Marc lehnte sich entspannt zurück, lenkte mit einer Hand lässig seinen VW-Bus. Er war so was von wohlig high. Die Augen fielen ihm zu. ‚Nur kurz‘, dachte er träge. Das Rumpeln der Räder auf dem Seitenstreifen schreckte ihn auf. Er riss das Lenkrad nach links und staunte im selben Moment über eine mächtige Wand, die immer größer wurde. ‚Wo kommt die denn her?‘ dachte er, bevor sein drogenverhangenes Gehirn für die Sekundenbruchteile des Aufpralls auf Zeitlupe umstellte. Die Rückwand des am Straßenrand abgestellten Lastwagens füllte die komplette Frontscheibe aus, der Bulli bohrte sich in einem gewaltigen Crescendo in den Stahl des Rahmens. Marc wurde nach vorne geschleudert, krachte gegen das Lenkrad. Die Luft blieb ihm weg, um ihn her wurde es mit einem Male dunkel. Still.

Seine Sinne kehrten zurück.

»Was war das denn?«, fragte er dümmlich in das düstere Grau.

Sein Bewusstsein war woanders unterwegs.

Als ginge ihn dies alles nichts an, saß er teilnahmslos auf seinem

Sitz, betrachtete verwundert das Muster, das die Scheibe vor ihm angenommen hatte, die Wand, die dahinter aufragte. Etwas drückte auf seine Brust - er schaute langsam hinunter und blickte auf das Lenkrad. ‚Das gehört da nicht hin.‘ Ihm dämmerte, irgendetwas war schiefgelaufen. ‚Na ja, wird schon nicht so schlimm sein. Erst mal schauen. Eine neue Scheibe, ein paar Stunden Ausbeulen.‘ Als er nach dem Türgriff fasste, war der nicht da, wo er sein sollte. Marc schaute hinunter, tastete danach und spürte den Schmerz in seiner Hand, in seinem Arm. Der Griff ließ sich zwar bewegen, doch an der Tür tat sich nichts. Ohne nachzudenken warf er sich dagegen und bereute es sofort. Der Schmerz war fürchterlich, fuhr ihm von der großen Zehe bis in die Haarwurzeln. Wenigstens gab die Fahrertür widerstrebend mit einem hässlichen Knirschen nach.

‚Tut das weh.‘ Er drückte die Tür weiter auf, stemmte sich aus dem Sitz hoch; der Schmerz schlug zu. Er schrie auf. Sein Bein knickte unter ihm weg und der reflexhafte Griff zum Lenkrad ging ins Leere. Er fiel.

Die Schmerzen beim Aufprall auf die Straße bohrten sich in seinen Trip, zerlegten die letzten Reste Glücksgefühl und machten einer zunehmenden Panik Platz. Halb bewusstlos, unfähig sich zu bewegen, spürte er etwas Warmes an seinen Beinen. Er schielte zu seiner Jeans hin, an einem langen Riss bildeten sich dunkle Flecken. Schlagartig wurde aus seinem Drogentrip eine Panikattacke. ‚Das ist Blut. Mein Blut.‘ Er lag mitten auf der Straße und blutete. Hektisch sah er sich um. Was, wenn ein Auto kommt und nicht bremsen kann? Was, wenn Schluss ist, Ende, aus? Wie eine Antwort drang das Brummen eines Motors an sein Ohr. Es wurde schnell lauter, kam näher. Der Schrecken fraß sich tiefer in ihn hinein. »Hilfe! Ich bin hier!« schrie er aus Leibeskräften. Niemand kam.

Marc's Gedanken rasten, suchten fieberhaft nach einem Ausweg. Das Auto wurde langsamer. Marc atmete auf. ‚Gerettet. Der Fahrer wird mir helfen,‘ beruhigte er sich. Auf seiner momentanen Augenhöhe wurden die Räder langsamer, kamen fast zum Stillstand; Augenblicke später wirbelten Staub und Steinchen auf, der Wagen fuhr weiter. ‚Das kann nicht wahr sein. Der Typ fährt vorbei, schert sich

einen Dreck um mich. Was war das denn?' In seine Enttäuschung mischte sich der Klang eines zweiten Autos. Marcs Magen spannte sich an. Dieselbe Angst, dieselbe Hoffnung. Wieder wurde der Wagen langsamer, wieder kamen die Räder in sein Blickfeld - und wieder kamen sie nicht zum Stehen.

Marc blieb allein. Seine Kräfte waren am Ende. Ein Gedanke schlich sich heran. ‚Du bist schlimm verletzt, keiner kommt rechtzeitig, das war’s.‘ Der Tod war ihm nie ein Gedanke wert gewesen. Er wollte leben, studieren, das neue Amerika mit aufbauen. Eine andere Stimme weiter hinten in seinem Kopf lachte. ‚Das hättest du wohl gerne. Hör auf. Sobald dir einer einen Joint in die Hand drückt, bleibt davon nicht viel übrig.‘ Seine Gedanken drehten ihre Kreise und näherten sich konzentrisch einem dunklen schwarzen Fleck auf dem Grund. Aufgeben, einschlafen, alles ist gut.

Das Knirschen riss ihn aus seiner Lethargie. Schritte. Mühsam drehte er den Kopf, Schuhe, der Saum einer Arbeitshose. ‚Ein Farmer; ich habe eine Chance‘. Der Mann kam heran, ragte hoch über ihm auf und schaute auf ihn herunter. Er ging neben Marc in die Hocke, schaute auf dessen Bein, in sein Gesicht. Ohne ein Wort holte er ein sauberes Taschentuch aus einer der Taschen seiner Arbeitshose hervor, wischte ihm das Blut notdürftig aus dem Gesicht und sah sich eingehend die Schnitte und Prellungen an.

»Das gefällt mir nicht.«

Marc versuchte ein schwaches Lächeln.

»Wer sind Sie?«, brachte er mühsam hervor.

Als spielte das eine Rolle. Hauptsache, es war jemand bei ihm auf dieser dunklen Straße.

»Peter, Peter Miller. Ich wohne da hinten.« Mit einer ausladenden Bewegung deutete er in die Richtung, in der einige Bäume standen. »Ich habe schon mal den Rettungswagen gerufen; müsste gleich da sein.« Der Mann sah sich um. »Wir müssen dich trotzdem erst mal von der Straße runterschaffen. Du bist nicht der Einzige, der hier lang fährt, als wäre er auf dem Highway.«

Er musterte Marc eingehend.

»Kannst du dich bewegen?«

»Ich denke schon, es tut nur fürchterlich weh.«

Peter fasste ihn unter den Armen und zog ihn ein wenig hoch. Der Schmerz war fürchterlich, diesmal vor allem in seinem linken Bein und der Hüfte. Er zog hörbar die Luft ein.

»Tut mir leid. Ich sage es nicht gern. Immerhin bist du selbst dran schuld. Also mach mit.«

Der Farmer hievte ihn weiter hoch und zog ihn einigermaßen rücksichtsvoll auf die andere Straßenseite. Die wenigen Meter ließen in Marc alles aufbrüllen. Endlich lehnte er an einem großen Stein und konnte sein Bein sehen. Ihm wurde schlecht. Der Drang sich zu übergeben war übermächtig. Er wollte nicht.

»Gut gemacht.«

Peter kramte ein zerknittertes Päckchen Zigaretten aus der Tasche. Geübt klopfte er zwei Zigaretten heraus, zündete die erste an, reichte sie Marc. Er machte einen langen Zug. Es tat gut, der Rauch füllte seine Lungen, die Botenstoffe wanderten zu seinem Gehirn und er lehnte sich vorsichtig zurück.

Peter sah den Widerschein des Schmerzes im Gesicht des jungen Mannes. Er kam wie all die anderen Junkies daher und war doch anders. Lebendiger. Er zuckte kurz mit den Achseln, vergrub sein Gesicht in den Handflächen, zündete seine Zigarette an. Rauchend schwiegen sie die ersten Züge.

»Ich hoffe die Cops kommen nicht gleich mit. Mit den Augen bist du fällig«, deutete Peter auf sein Gesicht.

Marc wusste keine Antwort. ‚Der Mann spricht nur aus, was los ist. Du hast es übertrieben und verkackt.‘

»Du wärst nicht der Erste, der sein Leben in den Sand setzt«, fuhr sein Retter fort - und hob die Arme. »Tut mir leid, das war nicht in Ordnung. Man soll nicht auf einen treten, der am Boden liegt«. Es hörte sich ein wenig resigniert an.

Die Sirene des Rettungswagens zerriss die Stille um sie her. Sie drückten ihre Zigaretten aus und kurz darauf wirbelte rotes und blaues Licht um sie herum. Zwei Männer. ‚Endlich.‘ Die Anspannung wich. Alle Kraft dahin. Er war leer; leer und müde.

»Danke«, murmelte er.

»Schon gut, ich hoffe, sie bekommen dich wieder hin. Alles Gute, Junge.«

Peter Miller stand auf und ging einige Schritte zur Seite.

Marc driftete dahin. Die Männer stellten ihre Taschen neben ihn. Verschwammen. Ein grelles Licht in seinen Augen. Ihre Stimmen wie durch eine dünne Wand. Hände hinter seinem Kopf. Tastend an seinem Nacken. Andere an der Jacke. „Meine Papiere, der Führerschein.“

»Marc Hoffman?« Von weit her. Ein leichtes Nicken. »Geboren am 4. Februar 1949?« Nicken.

Fragen. Keine Antworten. Eine Hand an seinem Ärmel. Ein Stich. Kaleidoskop in seinem Kopf. Bruchstücke. Die Trage neben ihm. Keine Schmerzen mehr. Licht. Wagen. Gesichter. Dumpfe Worte. Kopfschütteln. Ein Beutel. Ein Stich. Düsternis, Dunkelheit. Träume, Erinnerungen stiegen wie Luftblasen im Wasser auf.

2

Der kleine Junge, in der Sonne Kaliforniens; seine drei Brüder, ihr Vater, der bei all seiner vielen Arbeit Zeit für sie hatte. Sie zogen zusammen los, gingen wandern, hatten ihren Spaß dabei. Seine Brüder waren jünger, er war der Älteste, der Stärkere. Passte ihr Vater nicht auf, stritten sie schnell mal über alles Mögliche, waren Rivalen. Das war sein Leben. Und als er sich zusah, schämte er sich. Er hatte sogar zugeschlagen, seinen zwei Jahre jüngeren Bruder verprügelt. Gab es Kuchen, schnitt der eine und der andere durfte zuerst wählen. Er schnitt schräg, und das Stück sah von oben größer aus. Dann wieder lachten sie sich halb tot, stromerten fröhlich durch die Gegend, waren glücklich.

Er sah Menschen in ihr Haus kommen, Verwandte, Freunde, die zusammen die fröhlichsten Feste feierten. Am Samstag ging er mit seinen Eltern in die Synagoge, umringt von Menschen, die es gut mit ihnen meinten. Die Schule, seine Klasse blitzte auf. Die Nachmittage

voller Sport, an denen er dribbelnd über das Basketballfeld rannte, seine Körbe warf. Er war gut. Waren sie in ihrer Clique unter sich, bestimmte er mit, wer mitspielen durfte. Kamen die großen Jungs, musste er sich hinten anstellen, sich behaupten, schneller rennen, sauberer werfen, sich geschmeidiger bewegen. Er verlor die Angst vor ihnen, war ihnen ebenbürtig. Ein Krachen. Football. Marc sah die Traube der Gegner, blickte ihnen entgegen und warf das Ei, meistens präzise. Rannten die Gegner an, hielt er dagegen.

Der Strand. Kalifornien, Sand, Wellen, Jungs, Mädchen. Eine mächtige Welle rollte auf ihn zu, brach hoch über ihm, in der Gischt zersplitterte die Sonne, helles Licht durchflutete ihn.

Die Lampe, fiepende Geräte. Marc kam zu sich, sah sich benommen um. Er lag in einem Bett. Niemand beachtete ihn. Er drehte vorsichtig den Kopf, sah sich in dem Raum um. ‚Der Crash. Ich bin im Krankenhaus‘, dämmerte ihm. Drei Männer am Rand seines Gesichtsfeldes, zwei Polizisten - und sein Vater. Sie unterhielten sich. Sein Blick wanderte weiter. Am Ende des Bettes waren ein Arzt und eine Krankenschwester dabei, ihm die Hose aufzuschneiden. Marc schaute von der Hose zu den Polizisten und zurück. Was war nicht so, wie es sein sollte? Seine Hose. Die Taschen. ‚Was hast du vor dem Unfall gemacht?‘ Die Erinnerung kam zögerlich und ließ ihn zusammenzucken. Bevor er in seinen Bulli gestiegen war, hatte er im Garten am Haus Marihuana gepflückt, es in ein Tütchen gesteckt und in seiner Hosentasche mitgenommen. Schlagartig war er hellwach. So viel hatte er bei seinem Polizeikunde-Studium verstanden: Bei Drogen verstanden die Richter keinen Spaß. ‚Finden sie das Zeug, ist alles aus.‘ Er war in den USA, da vergaßen die Akten nichts. Er wäre gezeichnet auf Lebenszeit. ‚Ruhig, Mann, ruhig.‘

Unauffällig sah er sich um. Schräg hinter ihm in der Ecke entdeckte er einen Papierkorb. Mit ein wenig Glück, könnte er es schaffen. Ein guter Wurf und die Sache wäre erledigt. ‚Du musst da rankommen.‘ Marcs Vater sprach den Arzt an. Sowohl der Mann in seinem weißen Kittel als auch die Krankenschwester wandten sich ihm zu. Marc handelte entschlossen, kramte das Päckchen Marihuana aus seiner

Hosentasche. Der Basketballer warf es in weitem Bogen in Richtung Mülleimer. Ein leises dumpfes Geräusch. Das Tütchen landete in der Tiefe des Eimers. Marc atmete erleichtert aus, entspannte sich auf seinem Bett und fiel zurück in die Bewusstlosigkeit. Er bekam nicht einmal mehr mit, wie sie ihn in das Krankenhaushemd steckten.

Die nächsten Tage schwebte er an der Grenze. War er wach, waren die Menschen um ihn her wie durch einen trüben Vorhang von ihm getrennt, Stimmen und Geräusche drangen dumpf, wie weit entfernt, an sein Ohr. Schief er, kamen die Bilder. Das Meer, der Strand, seine Freunde. Er erkannte einige von den CVJM-Lagern, in die ihn sein Vater jeden Sommer schickte. Sie lebten auf einer Insel, tauchten tagelang und lernten schießen. Marc sah ein Luftgewehr in seiner Hand, wollte einem seiner Freunde zeigen, wie er es besser machen konnte. Ein sattes »Pfft« und ein »Autsch«. Das Gewehr war geladen und Marc hatte zu viel am Abzug gespielt. Das Projektil traf die Schulter des Jungen. Aufregung, kein bleibender Schaden, der Schreck war das Schlimmste. Die Kommentare kamen später. Sie lagen faul in der Sonne; kurz darauf rannten sie unbeschwert um die Wette, lachten, ließen es sich gut gehen. Sie waren Freunde, Kumpels, die sich hatten und nichts sonst brauchten.

Die Bilder verschmolzen mit all den anderen vom Strand, bevor sie verblassten und sich das Gesicht seines alten Freundes Richard näherte.

»Hey Kumpel, am Wochenende geht's los. Dad fährt uns ins Valley.« Er lachte.

Die Vorfreude auf drei Tage in der Weite des Tales mit ihren wilden Ecken, dem Fluss und den weiten Wüsten ließ sein Gesicht leuchten. Der Rucksack lag bereit. Marc sah sie beide losziehen, das hatten sie öfter gemacht. Sie angelten an einem kleinen Fluss, jagten das kleine Viehzeug, das dort herum rannte. Sie hatten sogar eine kleine Harpune mit dabei. Stundenlang übten sie, bis sie ein Kaninchen erlegen konnten. Am Nachmittag des zweiten Tages kamen sie zu einem Fluss, angelten und fingen zwei ordentliche Fische, die sie sich über ihrem Lagerfeuer brieten. Marc hörte die Kojoten jaulen, sah

die Jungs, wie sie sich Geschichten erzählten, von denen sie längst nicht jede erlebt hatten. Was machte das schon? Das gehörte zum Kind-sein.

Marc lächelte. Diese Abende gehörten zu den schönsten Erinnerungen seiner Kindheit. Die Welt war in Ordnung.

Sie hatten sich schlafen gelegt, waren in ihre Schlafsäcke gekrochen. Über sich den Nachthimmel mit der Weite seiner Sterne, um sie her die wenigen Geräusche der Nacht. Marc spürte das Kribbeln. Ein wenig Furcht war schon in dem Staunen verwoben, mit dem er einschlief. Als er aufwachte, war es noch düster. Was hatte ihn geweckt? Nicht so wichtig. Er drehte sich um, genoss die Minuten, in denen er zwischen Traum und Wirklichkeit lag. Er dämmerte vor sich hin. ‚Noch ein bisschen schlafen.‘ War das Richards Hand? Zaghaft.

»Marc? Marc, bist du wach?«, flüsterte sein Freund.

‚Was wollte er denn, so früh?‘

»Bleib liegen, beweg dich nicht. Hinter dir liegt eine Klapperschlange. Mach keinen Fehler.«

‚Was für ein lahmer Witz am frühen Morgen?‘ dachte Marc. Er wollte schlafen und nicht von irgendwelchen Komikern dabei gestört werden. Sein älteres Ego sah die Wut sich aufbauen wie eine mächtige Welle. Er spürte, wie sich der Junge innerhalb von Sekunden hineinsteigerte und explodierte.

»Lass die blöden Scherze, sonst hau ich dir eine rein«, fauchte er seinen Freund an.

Marc zerrte am Reißverschluss seines Schlafsacks, sah nicht das erschrockene Gesicht Richards. Er wollte sich auf seinen Kumpel stürzen, ihm eine Abreibung verpassen. Er verhakte sich - und fiel hin.

Seine Wut überstieg jedes Maß. Bevor er zu einem neuen Ausbruch ansetzen konnte, hörte er das Geräusch, erkannte das Rasseln und erstarrte nun ebenfalls. Marc sah aus den Augenwinkeln hinüber zu einer riesigen Klapperschlange. Geschmeidig setzte sie sich in Bewegung, schlängelte auf ihn zu. Das riss Marc aus seiner Starre. Er sprang mitsamt Schlafsack auf, hüpfte darin so schnell er konnte zur Seite.

Richard kam nun ebenfalls in Bewegung, sprang zu ihm herüber und half ihm, den Schlafsack loszuwerden.

Sekunden später konnte er sich frei bewegen.

Richard deutete auf einen Felsen. »Da rüber!«

Die Freunde hasteten auf den großen Stein zu. Die Schlange verharrte und die drei standen sich gegenüber. Marcs Wut verflog. Er hatte ein neues Ziel.

»Komm, die schnappen wir uns.«

Er bückte sich, griff nach einem Stein und warf ihn nach der Schlange. Sein Freund machte es ihm nach und mit zunehmender Begeisterung warfen sie Stein um Stein. Sie mussten den Kopf treffen, den die Schlange schützte, indem sie schnell hin und her zuckte.

»Die Harpune, Marc. Lass es uns mit der Harpune versuchen«, schlug Richard vor.

Ihr Gepäck mitsamt Harpune lag hinter dem Tier. Marc ging mit vorsichtigen Schritten in einem weiten Bogen um sie herum. Die Schlange rührte sich nicht von der Stelle und er schaffte es bis zu den Rucksäcken. Schnell zog er die Harpune heraus, zielte kurz und drückte ab. Die Klapperschlange zuckte, fiel schlaff zu Boden.

»Ja!«

Der Schrei kam aus zwei Kehlen gleichzeitig und voller Adrenalin klatschten sich die Jungs ab.

»Hast du das gesehen?«

»Mann, was für ein Schuss.«

Sie lachten Tränen und beglückwünschten sich gegenseitig. Schließlich wischten sie sich die Augen trocken.

»Frühstück«, grinste Richard.

Mit einem geübten Griff schnitt er der Schlange den Kopf ab, den sie mit dem Gift darin begruben. Sie brachten das Feuer in Gang, brien das Fleisch der Schlange.

»Wow, eine echte Delikatesse.« Richard leckte sich wenig später die Finger.

Marc lag der Geschmack auf der Zunge, er stand hinter den Jungen und derselbe Gedanke wie damals füllte ihn aus ‚Es ist gut, Freunde zu haben.‘ Er ließ den jungen Marc mit Richard allein - und hörte

sich im Weggehen sagen: »Danke, Mann.« Er wusste, Richard würde nicken und gut war es. Mehr hatten sie nie gebraucht.

Lichter, Stimmen. Ein Gesicht, weichgezeichnet. Ein schlechter Tag, der Schleier wollte nicht weggehen, einzelne Worte drangen zu ihm durch. »Zeit - verlegen - Hüfte, Bein - Kollegen können mehr helfen«. Eine andere Stimme, vertrauter. Sein Vater? »Machen wir so.« - »Schon?« Die andere Stimme: »Uhr tickt - dringend - Hüfte, Bein - laufen«. Murmeln, ein »Also gut«. Geräusche, Schritte, Ruhe. Ein Gesicht. Eine Frau? Marc wollte sich bewegen, Arme und Beine machten nicht mit, sein Herz raste.

Blieb das so? Er war im Olympic-Junior-Team der Ringer dabei, er sollte an die Spitze herangeführt werden, wollte zu Olympia. Er trainierte jeden Tag mehrere Stunden. Er liebte diesen Sport, war gut. War das alles aus? Sein Herz raste, er sah, wie sich der Umriss der Frau schneller bewegte, sie griff in eine Ecke, die er nicht sehen konnte. Er konnte die Tür hören, eine zweite Frau beugte sich mit über ihn. »Vermutlich träumt er schlecht, wir erhöhen ein wenig die Dosis, lassen ihn im künstlichen Koma und verlegen ihn so.« Die erste Frau fasste hinter Marc und Sekunden später entfernten sich Licht und Stimmen, er sank hinab in die Düsternis, die Stille umfing ihn, er gab sich der Ruhe hin.

Er hörte es scheppern, sah den Jungen, der mit finsterner Miene trotzig gegen eine Blechdose trat. Mit der ganzen Welt im Clinch, allein gegen alle, er kannte den Blick, so kannte er sich. So war das bis heute, wenn ihn die Wut und der Zorn über jeden packte, der ihm sagen wollte, wo es lang ging. Er wusste genau, was er wollte - und was nicht.

Der Zwölfjährige kickte die Cola-Dose missmutig vor sich her. Wie hatten sie ihm das antun können? Dieser Unterricht war Unsinn. Dreimal die Woche in die Synagoge rennen! Der nächste Tritt, kräftiger. Die Dose flog durch die Luft, krachte gegen einen Laternenmast, klackerte zu Boden. Blieb liegen. Dreimal die Woche in diesem Zimmer hocken, sich anhören, was der Rabbi ihnen erzählte. Er wusste

schon genug von der Geschichte seines Volkes, da brauchte er keine Bücher mehr lesen; er wusste mit den Schriftrollen, in denen sie ab und zu lasen, nichts anzufangen, sie waren alt, die Sprache darin fremd. Warum sollte er ganze Verse auswendig lernen? Die Psalmen gar. Langweilig.

»Marc, du musst da hin, es wird Zeit für deine Bar Mizwa«, hatte ihm sein Vater erklärt. In einer jüdischen Familie gehörte das dazu. Der nächste Tritt beförderte die Dose ein ganzes Stück den Fußweg entlang. Er hatte diese Nachmittage gehasst, wollte lieber mit seinen Freunden abhängen. Die hatten es besser. Wie oft schon hatte ihn der Rabbi ermahnt, mitzumachen, zu lernen und vor allem, nicht zu stören? Der Mann hatte seine Eltern angerufen, sich bei ihnen beschwert. Seine Mutter stauchte ihn zusammen.

»Das geht so nicht, reiß dich zusammen.«

All das nur, weil sie letztes Jahr hierher nach San Fernando Valley gezogen waren. Die Gemeinde war viel strenger. Marc schnaubte, als er daran dachte, und trat zu.

Sie mussten ihn nicht hinschicken. Das hatte er an einem der Nachmittage für den rettenden Gedanken, ja, die Lösung gehalten - und je länger er darüber nachgedacht hatte, umso klarer war es ihm vorgekommen. Er würde zu seinen Eltern gehen und sie vor vollendete Tatsachen stellen.

Eine Woche hatte er gebraucht, um den nötigen Mut zusammen zu bekommen. Als er so vor seinem Vater gestanden hatte, hatte sein Herz bis zum Hals geklopft.

»Ich will aufhören.«

»Womit willst du aufhören, Marc?«

»Na, mit dem Unterricht in der Synagoge«, war es aus ihm herausgeplatzt, und alles mit, was er so viele Monate mit sich herumgetragen hatte.

Sein Vater schaute ihn an.

»Gut, ich werde mir die Sache überlegen.«

Diesmal trat Marc mit voller Wucht gegen die Dose, sie prallte an eine Hauswand und sprang über den halben Gehweg zurück. ‚Pah‘, dachte er, ‚hätte ich gewusst, was daraus wird. Ich war mir sicher, ich

hätte Papa herumbekommen. Er hatte ihm zugehört. Er würde ihm zustimmen, was denn sonst? Er bekäme seine Nachmittage zurück.

Zunächst schien es genau so zu kommen, wie er es sich abends im Bett ausgemalt hatte. Am nächsten Tag meinte sein Vater beiläufig beim Abendbrot, er hätte mit dem Rabbi telefoniert, sein Unterricht wäre ausgesetzt.

»Echt?«, fragte Marc ungläubig.

Sein Vater zuckte die Schultern. »Ja.«

Er konnte es nicht fassen. Frei, frei.

»Danke, Dad!«,

Er war glücklich gewesen, vor lauter Freude hatte er eine Runde mit dem Rad drehen müssen.

Wie hatte er so blöd sein können. Die Dose bekam seine ganze Bitterkeit, seine Enttäuschung über seinen Vater, seine Mutter, seine ganze Familie ab. Von wegen, sein Vater hätte ihn verstanden. Drei Tage später, als er sich eine Cola aus der Küche holte, saß dort Tante Rahel mit seiner Mutter an dem kleinen Tisch. Wie sie ihr Gespräch für den Moment unterbrachen, in dem er hereinkam - ,hier braut sich etwas zusammen, schwante dem 12-Jährigen nichts Gutes.

Tante Rahel gehörte zum festen Stamm der Gemeinde. Sie glaubte, was in der Thora stand, an einen Gott, der sich um uns kümmert. Vor allem war Tante Rahel eine Frau, die jede und jeden kannte. Sein Vater kam dazu, sie saßen eine ganze Weile zusammen.

Er traf die Dose voll. Seine Tante hatte die Sache in die Hand genommen. Das Ergebnis trug er in der Tasche. Er griff nach dem Zettel mit der Adresse. Ein letzter Tritt. Hier war es. Hier wohnte der Rabbi, der sich um ihn kümmern, ihm das Nötigste für die Bar Mitzwa beibringen sollte.

Der ältere Marc stand neben ihm, schaute mit ihm an der Fassade des Appartementhauses hoch und lächelte. Wie hatte er darauf kommen können, sich zur Wehr zu setzen. Er war Jude, da gab es nichts anderes als die Bar Mitzwa.

Er nahm wahr, wie sich die Miene des Jungen veränderte. Er trug nun einen Rucksack, von der Dose war nichts mehr zu sehen. Entspannt, ja geradezu fröhlich drückte er die Klingel, wartete auf die

Stimme, die sich nun schon seit über einem halben Jahr mit dem vertrauten »Shalom, Marc« meldete. Trotz und Unsicherheit waren verschwunden. Der Summer ertönte und der Junge drückte die Tür auf. Sie gingen den kurzen Flur zu der Treppe, und vier Stockwerke nach oben. Marc spürte die Erinnerungen in dem Jungen, wie er an jenes erste Mal zurückdachte, als er Stufe um Stufe mit wachsender Unsicherheit emporschlich.

Das Zimmer voller Bücher war das, was er von einem Gelehrten erwartet hatte. Auf den alten Mann war er gefasst gewesen. Er war blind. Mit einem kurzen verstehenden Lächeln hatte ihn der Mann hereingebeten. Sechs Monate lang ging er jede Woche zweimal hin. Er konnte nicht sagen, ob er diese Stunden hasste oder sie zumindest ein klein wenig mochte. Der Rabbi hatte ihn unterrichtet, ihm aus der Geschichte Israels, aus den Heiligen Schriften, aus der Überlieferung all das beigebracht, was er für seine Bar Mitzwa wissen musste. Heute war ihr letztes Gespräch. Seine Eltern hatten Marc eine Flasche Wein und ein Buch mit einem dicken Ledereinband mitgegeben.

»Komm herein«, sagte der Rabbi, als er ihm die Tür öffnete.

Marc nahm den Rucksack ab und nestelte nun an dessen Verschluss herum.

»Das hat Zeit. Komm«, sagte der alte Mann und ließ ihn vorausgehen.

Sie setzten sich auf ihre Plätze und sprachen ein letztes Mal über Gottes Weg mit seinem Volk, mit Abraham, Jakob und Josef. Sie folgten ihnen nach Ägypten. »Die Ägypter schätzten sie anfangs, später machten sie sie zu ihren Sklaven. Am Ende brauchte es einen Mann, der sie dort herausbrachte. Du weißt, wie er heißt?«, fragte der Rabbi, wie es seine Gewohnheit war. So viele Geschichten hatte er Marc erzählt und sie mit Fragen unterbrochen. Dadurch fiel es Marc leicht, sich das zu merken, was er an seinem großen Tag vor der ganzen Gemeinde gefragt werden würde.

»Mose, das war Mose«, antwortete der Junge.

»Ja, Moshe. Der größte Prophet, den wir haben. Sein Name heißt übersetzt ›aus dem Wasser gerettet‹. Seine Schwester musste ihn als

Baby in einem Körbchen im Schilf am Meer verstecken, weil die Ägypter alle kleine Jungs der Israeliten umbringen wollten. Die Tochter des Pharaos hat ihn gefunden und mit in den Palast genommen. So kam er zu seinem Namen«, schloss der Rabbi seine Erzählung.

Marc sah ihn an, er kannte die Geschichte, worum ging es seinem Lehrer?

»Du heißt Marc Ben Ariel; Marc, der Sohn Ariels. Dazu hast du bei deiner Beschneidung einen zweiten, verborgenen Namen bekommen. Kennst du ihn?«

Marc dämmerte es. »Ich wurde wie er ›Mose‹ genannt.«

Der Rabbi stimmte ihm zu. »Ja, so ist das bei uns im Judentum. Die Frage an jeden von uns ist, was dieser Name ihm bedeutet. Deine Bar Mitzwa macht dich zum Mann, zum ›Sohn der Pflicht‹, wie ›Bar Mitzwa‹ übersetzt heißt. Wäre das nicht ein guter Zeitpunkt, über diesen verborgenen Namen nachzudenken?«

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung. Zu Hause reden wir nicht darüber.«

Der Rabbi schaute mit seinen blinden Augen an ihm vorbei.

»Du wirst herausfinden, was er für dich bedeutet«, sagte er.

Er wechselte das Thema. »Lass uns noch einmal die Abläufe des Gottesdienstes am Samstag durchgehen.«

Eine Stunde später waren sie am Ende angelangt.

»Es reicht, Marc. Du hast genug gelernt. Ich danke dir für die Zeit.«

Marc ging hinüber zu seinem Rucksack, gab dem Rabbi das Geschenk seiner Eltern.

»Ich muss Ihnen danken, ohne sie hätte ich es nie geschafft. Vielen Dank.«

»Gern geschehen, mein Junge. Geh in Frieden, geh mit Gott. Shalom.«

Sie schüttelten sich ein letztes Mal die Hände.

Die Gefühle, die Marc auf dem Heimweg durchfluteten, waren neu für ihn. Er war hin- und hergerissen zwischen der Zuneigung zu diesem Mann, der Dankbarkeit für seine Hilfe und der Erleichterung über das Ende des Unterrichtes. Seine Unbekümmertheit siegte.

„Ach komm, Marc. Du gehst am Samstag da hin und danach ist es vorbei.“

Er rannte nach Hause, ging hinein und der ältere Marc sah ihm zu, wie er in seinen besten Kleidern im Wohnzimmer stand. Seine Mutter, seine Brüder liefen durcheinander, alle machten sich für die Synagoge fertig. Bar Mitzwa. Marc sah sich zur Synagoge gehen, dort hielt er eine der großen Schriftrollen mit der Thora in den Armen. Sein Vater sprach einen Segen über ihm, er dauerte eigenartig lang, länger als bei den anderen. Nach dem Gottesdienst saß die ganze Familie beim Essen, alle ausgelassen vor vollen Tellern mit dem Besten, was es für die Hoffmans gab. Der Tisch mit den Geschenken war von einem mächtigen Berg bedeckt. Marc sah den Stapel der Kuverts in denen eine Menge Geld steckte.

Er konnte die Liebe der Menschen um ihn her mit Händen greifen. Er freute sich, war glücklich. Sogar die Zeremonie fand er ein bisschen cool. Wollte er echt nichts mehr damit zu tun haben? Ihm war, als wehte ein zarter Wind durch ihn hindurch, eine leichte Traurigkeit mit sich tragend, ein Hauch Wehmut, die so gut wie unbemerkt in seinem Herzen haften blieb.

Marc's Erinnerungen färbten sich, er fand sich vor einem Spiegel und kämmte sorgfältig die glänzenden Haare nach hinten. Eine Menge Pomade war draufgegangen, als er mit 15, 16 Jahren die »Greasers«, die »Öligen« am coolsten fand. Unerreichbare heiße Motorräder, die ersten Discos; die Phase war schnell vorüber. Bald hielt er mehr von Soul.

Mit seiner heiteren Art fand er schnell Freunde - und lernte mühelos Mädchen kennen. Ein Jahr später schon galt sein ganzes Interesse den Surfern am Strand. Mit den Beach Boys und den braungebrannten, kräftigen Körpern der jungen Menschen war eine neue Leichtigkeit in die Gesellschaft Kaliforniens geschwappt. Ein Lebensgefühl, das Marc faszinierte. War er nicht sein halbes Leben lang am Strand herumgehungen? Da konnte so ein Surfbrett kein Problem für ihn sein. Sein Geld reichte nicht für die angesagten Bretter. Er musste mit einem Gebrauchten vorliebnehmen. Mit viel Schleifpapier, ein

paar Dosen Farbe und einem Pinsel machte er daraus ein kleines Schmuckstück. Seine Laufbahn als Surfer konnte beginnen.

Selbstbewusst klemmte sich Marc das Teil unter den Arm und ging zum Strand. Wenig später lag er auf seinem Surfbrett im Wasser. ‚Cool bleiben.‘ Es war nicht lange her, da hatte er sich mit seinen Freunden lachend in die Wellen geworfen, mit einem Kinderspielzeug ein wenig Surfen gespielt.

Er paddelte mit den anderen Surfern hinaus. Sie dümpelten vor sich hin, alle Blicke waren auf das Meer vor ihnen gerichtet. Unruhe kam auf. Einer nach dem anderen setzte sich in Bewegung. Marc schloss sich an, nahm selbst Fahrt auf. So schwer war das gar nicht. Er stützte sich mit den Händen ab, richtete sich auf, fand schnell die Balance und ließ sich von der Welle tragen. Ein Gefühl des Glücks überflutete ihn. Und erstarb. ‚Was ist das?‘ Sein Brett lag zu tief im Wasser, reagierte träge. Sank. Marc verlor die Kontrolle, rutschte ab. ‚Mann, du hast dir ein Surfbrett andrehen lassen, das nicht dicht ist‘, dachte er, bevor die Welle ihn begrub. Er tauchte wütend auf, sah das Brett neben sich treiben, schwamm hin, packte es und schleppte es zurück zum Strand. Die anderen Surfer schauten ihm nach. Er drehte sich nicht um. Ihr Grinsen war das allerletzte, was er brauchte.

‚Das war’s dann wohl mit meiner Surfkariere. Sei ehrlich, im Grunde war das Show, nichts Echtes. Du wolltest dabei sein, dazugehören, oder nicht?‘, nahm er die Frage mit in jenes Jahr, in dem sich so vieles veränderte - und er nebenbei das Surfen lernte, die Stunden am Strand zum Gegenpol wurden für das, was über ihn hereinbrach.

1967 wurde er 18 Jahre alt, schloss die Schule ab und zog von zu Hause aus. Bis heute hatte er es nicht einmal sich selbst gegenüber zugegeben: er wollte raus. Er wollte sein eigenes Reich haben. Sein ganzes Leben lang war er der älteste Bruder, der Erstgeborene. Er liebte die anderen, nur war er in einem Winkel seines Herzens des »Großer-Bruder-Seins« müde geworden.

In seiner Erinnerung war da dieses Gefühl, das er schon gehabt hatte, als er sich zum letzten Mal von »seinem« Rabbi verabschiedet hatte. Wehmut, ein wenig Trauer.

Gleichzeitig spürte er die Vorfreude auf das Neue. Hätte er sich dafür interessiert, wäre ihm der Zusammenhang zwischen seinem Aufbruch und einem anderen Neuanfang aufgefallen. In jenem Jahr gewann die jüdische Bevölkerung Israels einen brutalen Krieg und konnten nach fast 1900 Jahren die Stadt Jerusalem wieder einnehmen.

Die Aufmerksamkeit des jungen Marc Hoffman war von der Unruhe und Aufregung in Kalifornien gefangen. In San Francisco hatten die Proteste gegen den Vietnamkrieg eine neue Bewegung geschaffen, eroberten die Hippies die Straßen. Mit ihrem Protest, ihrem liberalen Lebensstil, den langen Haaren und bunten Kleidern, prallten sie auf geballten Widerstand. Menschen, die das Gewohnte liebten, ihre Ruhe haben wollten, beschimpften sie. Und die Staatsmacht zog mit prügelnden Polizisten gegen ihre Demonstrationen in die Schlacht.

Marc sah sich vor dem Fernseher sitzen. Er hatte die Bilder kaum glauben können. Wie konnte es in Amerika zu einer solchen Konfrontation kommen? Der junge Mann fühlte sich auf die Seite der Demonstranten hingezogen. Der Krieg in Vietnam war der Dreh- und Angelpunkt ihrer Ablehnung. Sie verachteten eine Gesellschaft, die ihre jungen Männer in einen Krieg schickte, aus dem sie entweder in Särgen oder innerlich gebrochen zurückkamen.

Marc teilte ihre Wut, konnte sich jedoch mit der zunehmenden Gewalt nicht abfinden oder gar anfreunden. Zu allem Überfluss musste er sich entscheiden, was er studieren wollte. Nach und nach wuchs in ihm ein Gedanke, der sich vertraut anfühlte. „Es braucht Mittler - ich werde einer davon sein.“ Er würde Polizeikunde studieren, die andere Seite kennen und verstehen lernen. Dann wäre er in der Lage, zwischen den beiden Lagern zu vermitteln. „Tatsächlich?“, meldete sich eine leise Stimme in ihm. „Bist du nicht viel zu behütet und beschützt durch diese Welt gelaufen?“, fragte sie ihn. Möglich. Trotzdem versuchte er es, schrieb sich an der Polizeiakademie ein. In den nächsten Monaten lebte er in einem eigenartigen Zwiespalt. Marc kannte außer dem Umfeld, in dem er groß geworden war, nicht viel. Seine Wirklichkeit war weit entfernt von der des einen

und anderen seiner Hippie-Freunde. Oder von jenen seiner Kommilitonen an der Polizeiakademie. ‚Du hast nicht mehr als eine Ahnung von den Nöten dieser Welt‘, musste er sich eingestehen. Trotzdem würde er es versuchen. Der Wunsch, zu vermitteln, seinen Teil zur Versöhnung beizutragen, war tief in ihm.

Im Übrigen wollte er gar nicht Cop werden. Auf keinen Fall. Der Überfall auf die Apotheke war typisch. Die Erinnerung an den Ferienjob in jenem Sommer tauchte vor ihm auf. Der unauffällige Typ, der auf einmal mit einer Pistole im Laden herumfuchtelte und ihm eine Tasche über den Tresen reichte.

»Pack das Geld da rein und alle Mittelchen, mit denen man abheben kann. Klar?«, stieß er hervor.

Marc sah hinüber zu seinem Chef.

»Gib ihm, was er will«, sagte er bestimmt.

Drei Minuten später gab Marc die Tasche zurück. Der Mann ging rückwärts Richtung Ausgang, die Pistole schwankte bedrohlich.

»Keiner rührt sich. Fünf Minuten lang. Kapiert?«

Sie nickten. ‚Wie idiotisch ist das denn?‘, dachte Marc im Stillen.

Kaum war die Tür zu, sprintete er los. Auf der Straße sah er den Mann in eine kleine Seitenstraße und zu seinem Auto rennen. Marc rannte zu seinem eigenen, folgte ihm. In einer hollywoodreifen Verfolgungsjagd rasten sie viel zu schnell und über rote Ampeln durch die Straßen. Marc hatte keine Ahnung, was er machen sollte, wenn er ihn tatsächlich einholte. Er hielt Ausschau nach einem Polizeiauto und sah endlich einen Streifenwagen am Straßenrand. Marc stoppte, rannte zu den Polizisten, erklärte atemlos, was passiert war. Es dauerte zu lange. Das Fluchtauto war längst außer Sicht. Ernüchtert fuhr Marc zurück. ‚Nein, Polizist sein ist nichts für mich.‘

Trotzdem, er wollte wissen, wie die Polizei tickt. Zugleich suchte er den Kontakt zur anderen Seite. Die Hippies beeindruckten ihn. Er traf sich regelmäßig mit einigen von ihnen, übernahm allmählich ihren Lebensstil. In dieser für ihn neuen Welt fand er Ideen und Gedanken, auf die er von alleine nie gekommen wäre. Er liebte ihre Freiheiten, fand bei ihnen Freunde. Seine Haare wurden länger, der

Kleidungsstil lässiger. Er identifizierte sich zunehmend mit diesen aufmüpfigen jungen Leuten, vor allem mit denen, die nichts weiter als friedlich leben wollten. Marc wollte dazu gehören, Teil der Bewegung werden. Die Drogen kamen eher durch die Hintertür dazu, die Joints passten zu gut dazu. Sie waren Teil ihres Rufes nach Freiheit, nach Veränderung, nach dem wahren Leben. Trug er selbst das alles nicht schon viel zu lange in seinem Herzen?

Hier fand er Antworten. Sie waren mutig, stemmten sich gegen alles, was mit Tradition zu tun hatte, stellten die Werte und Normen ihrer Eltern in Frage - und schienen den erbitterten Widerstand zu genießen. Schnell erkannte Marc, welche Bedeutung die Polizei für sie hatte. Sie war Vertreterin des Establishments, Zielscheibe. In ihren tage- und nächtelangen Diskussionen wurden die Cops mehr und mehr zu denen, die die Gesellschaft in ihrer Unmündigkeit gefangen hielten.

Seine Mitstudenten teilten sich auf: Die einen sympathisierten mit diesen Ideen, andere fanden das bestehende System gut. Anfangs stand Marc dazwischen, pendelte eine Zeit lang zwischen den Fronten. Lange konnte er dies allein nicht durchhalten. Langsam verschob er die Grenzen. Er wachte nicht eines Morgens auf und wusste, wohin er gehörte. Die Entscheidung, die Konsequenzen zu ziehen, den neuen Ideen zu folgen, fiel schleichend und unausweichlich. In der Polizei machten zu viele, was sie wollten. Verhaftungen mit untergeschobenen Beweisen und Schlägereien, bei denen die Schlagstöcke schon mal heftiger eingesetzt wurden, als es nötig gewesen wären, gehörten zur Tagesordnung. Da imponierte ihm die friedliche Grundhaltung seiner Hippie-Freunde wesentlich mehr.

Um ihn her lichteten sich die Reihen in seinem Studiengang. Ein Freund nach dem anderen schmiss hin, wechselte, studierte etwas anderes weiter. Marc hielt fast zwei Jahre durch, bis er die Streitereien leid war, sie nicht mehr ertrug. Das hatte er sich anders vorgestellt. ‚Mit dieser grenzenlosen Herzlosigkeit habe ich nicht gerechnet‘, gestand er sich ein. Marc hielt seine konservativen Kommilitonen nicht mehr aus, ihre Überheblichkeit gegenüber allem, was nicht ihren eigenen Ansichten entsprach.